Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 304

Rubrik: Positionen

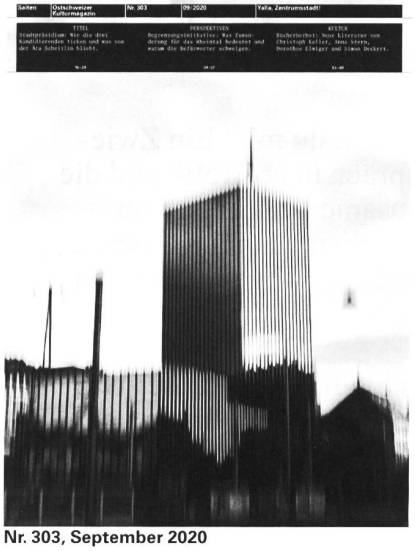
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Nr. 303, September 2020

Der Titel ist ein Supertreffer. Und das Thema ebenfalls. Was für Rollstuhlfahrer gilt, das wird in Zukunft auch für die Mikro-Mobilität ein Thema werden. Viele, ich auch, bevorzugen ihr Auto lieber vor der Stadt zu parken und sich innerhalb des Stadtraums fortzubewegen. Da spielen für uns, genau wie für die Rollstuhlfahrer, die BARRIEREFREIHEITEN der Trottoirübergänge eine enorme Rolle. Will heissen, sie behindern uns genau wie die Rollstuhlfahrer enorm. Der grosse gepflästerte und deshalb holprige Teil der Innenstadt ist zwar schön, schmälert aber die Option Mikromobilität stark. Rollstuhlbreite glatte Flächen durchgehend durch die ganze Stadt wären zukunftsträchtig und würden St.Gallen zur Ehre gereichen.

Ruth Frehner zum Beitrag *Krüppel? Nein, Superheld!*

Schade, dass die «Grabrede» sehr einseitig ausfällt. Auch wenn ich vielem zustimmen kann, sollte man doch noch positive Punkte erwähnen. Dazu gehört ganz sicher die Kommunikation und die Bestrebungen, transparenter zu werden. Hier hat die Stadt unter Thomas Scheitlin einen gewaltigen Schritt nach vorne gemacht. Mit dem Startfeld hat er auch dazu beigetragen, dass die Stadt jungen Unternehmen die Möglichkeiten bietet, von St.Gallen aus etwas aufbauen zu können.

Es mag sein, dass unter ihm keine oder wenige Leuchttürme gebaut wurden, aber die Stadt liegt auch nicht am Meer.

Marcel Baur zum Beitrag *Scheitlins Amtszeit: Am Ende der Tiefpunkt*

Was wir überdecken müssten, ist nun seit 35 Jahren die Autobahn. Die wirkt mit ihrem Lärm extrem störend. Erich Ziltener hat das als letzter Stadtrat einigermassen deutlich formuliert. Das kann und muss heute mit günstigen Massnahmen erreicht werden, z.B. einem Solardach, das nur sich selbst und die Schneelast tragen muss.

Entlang der Schallschutzwand könnten in diesem Zusammenhang modulare, eventuell flexible Bauten für Kleingewerbe entstehen, die von der Bahnhofsnähe und dem Bachquartier profitieren könnten. Eine oder zwei zusätzliche Querverbindungen zur Harzbüchelgalerie für Fussgänger würden das genügend erschliessen, für Fahrzeuge reicht die Vorfahrt zum Bahnhof St.Fiden. (...)

Hansueli Stettler zum Beitrag *St.Fiden: Planung ohne Stadtplanung auf saiten.ch*

Moria brennt – und wie viele nimmt die Schweiz auf? 20 Geflüchtete. Allein in St.Gallen stehen an die tausend Wohnungen leer. Und ja keine Männer, nur unbegleitete Minderjährige natürlich. Daran stören sich einige St.Gallerinnen und St.Galler. Sichtbar insgesamt drei Mal so viele wie die Schweiz aufnimmt. Das «Kollektiv netter Menschen» hat Mitte September zur Spontan-Demo aufgerufen und eine Petition lanciert. Denn ja, wir haben Platz. Mehr dazu hier: *saiten.ch/moria-brennt-wir-haben-platz*

Das Recht am eigenen Bild ist so eine Sache. Wenn zwei Künstler sich mit dem FDP-Kandidaten fürs Stadtpräsidium ablichten lassen und einwilligen, dass das Foto auch für den Wahlkampf genutzt werden darf, ist der Fall eigentlich klar. Oder doch nicht? Die Riklin-Zwillinge erblickten nämlich plötzlich nicht die versprochene «Collage» an Bildern, die Mathias Gabathuler im Gespräch mit verschiedenen anderen Bürgern zeigten, sondern ihr eigenes Konterfrei in Grossaufnahme mit entsprechender freisinniger Wahlkampfwerbung in einem Inserat bei Saiten. «Sorry, Versehen!», hiess es dann schnell bei der zuständigen Agentur. Die Riklin-Brüder haben den Lapsus verziehen, das Inserat ist immer noch im Heft. Die ganze Geschichte hier: *saiten.ch/wir-sind-erschrocken*

Es solle ein «Leuchtturmprojekt mit internationaler Ausstrahlung» werden. Der angedachte «Deckel» über der Autobahn in St.Fiden. Doch – huch! – Was ist das? An der Medienorientierung zu einer weiteren Machbarkeitsstudie (die fast 900'000 Franken kosten soll) sass nicht etwa die Stadtplanung, sondern Christoph Solenthaler, der Präsident des städtischen Hauseigentümerverbands. Die Stadtplanung wollte offenbar nicht dabei sein, weil sie nichts von der Idee hält. Ganze drei Fachbüros kamen nämlich zum selben Schluss. Ein Autobahndeckel lohnt sich schlicht nicht. Viel zu teuer, zu viele Auflagen, schlechter Baugrund. Hier zur Nachlese: *saiten.ch/st-fiden-planung-ohne-stadtplanung*

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.

«Hier setzt man auf das teure Original»

Abwasserstudien* haben gezeigt: Nirgendwo in der Schweiz wurde 2019 pro Kopf mehr Kokain konsumiert als in St.Gallen. Regine Rust, Leiterin der Stiftung Suchthilfe, über diesen Rekord, das Image des Koks und pragmatische Drogenpolitik. Interview: Roman Hertler, Bild: Tine Edel

Regine Rust

Saiten: St.Gallen ist 2019 Koksstadt Nummer eins und hat erstmals sogar Zürich überholt. Auch europaweit belegt St.Gallen einen Spitzenplatz. Wie kommts?

Regine Rust: Darüber lässt sich nur spekulieren. In den Beratungsgesprächen wird aber immer wieder genannt, dass die Qualität des in der Ostschweiz angebotenen Kokains seit einigen Jahren stabil hoch ist. Das heisst, der Stoff ist kaum gestreckt und verspricht eine intensive Wirkung. Die Lieferwege in der Region sind sehr stabil, was vermutlich mit der Grenznähe zusammenhängt. Während des Lockdowns ist kaum ein Rückgang des Angebots feststellbar gewesen.

Hat der Mehrkonsum etwas mit der Polizeiarbeit oder veränderten Marktbedingungen zu tun?

Davon gehe ich nicht aus. Der Kantonspolizei gelingt es ja immer mal wieder, internationale Drogenringe auszuheben. Solche Treffer sind aber oft zufallsabhängig. Lücken in den Vertriebskanälen werden in der Regel schnell wieder geschlossen. Das Kokain kommt immer noch grossmehrheitlich aus Südamerika. Insofern hat sich in den letzten Jahren kaum etwas geändert. Viel wahrscheinlicher ist, dass die Zahl der Konsumierenden, also die Nachfrage gestiegen ist.

Ist die Elitedroge zur Volksdroge geworden?

Definitiv. Bei der Stiftung Suchthilfe bekommen wir anhand der Beratungsanfragen rasch mit, wenn eine Substanz stärker im Mainstream angekommen ist. Die Avantgarde und später die etwas grössere Gruppe derjenigen, die einfach gerne experimentiert, suchen sich tendenziell weniger Hilfe, wenn ihr Konsum problematisch wird, auch weil die Substanzen oft wechseln. 2018 haben sich bei uns 38 Personen wegen Kokain neuangemeldet. 2019 waren es 54, und in diesem Jahr sind es schon jetzt, also Mitte September, 48. Die Anfragen nehmen zu.

Es koksen also nicht mehr nur die Banker und die HSGlerinnen?

Klar, durchschnittlich 100 Franken pro Gramm sind nicht unbedingt günstig. Aber heute wollen und können sich breitere sozioökonomische Schichten gutes Kokain leisten. Gerade in der St.Galler Clubszene ist es weit verbreitet. In Ostdeutschland etwa, wo die Leute teilweise zwei, drei Jobs brauchen, um über die Runden zu kommen, ist das günstigere Methamphetamin ein Riesenthema. Da hat man oft grosse Probleme, weil dieser Ersatzstoff viel schneller zu körperlichen und psychischen Schäden führen kann als Kokain. In der Ostschweiz gibt es kaum einen Markt für Methamphetamin. Hier setzt man auf das teure Original.

Was hat zu diesem Wandel geführt?

Es geht um die Haltung zur Droge. Die Werte in unserer Gesellschaft haben sich verändert und damit auch das Image von Kokain. Viele Kokainkonsumenten sind äusserst leistungsorientiert, hungrig nach Erfolg und Bestätigung. Als Ausgleich suchen sie einerseits Zerstreuung und andererseits den Kick. Durch Kokain bekommen sie beides, fühlen sich leistungsfähiger, risikofreudiger, euphorisch, das Selbstwertgefühl wird gesteigert – und das alles direkt nach der Einnahme.

Was ist daran falsch?

Substanzkonsum birgt immer Risiken. Die positiven Gefühle können schnell ins Gegenteil kippen: Schlafstörungen, überhöhter Egozentrismus, im Nachklang oft auch Depressionen und Angststörungen. Als würde man seinen Speicher an euphorischen Gefühlen mit einem Schlag leerräumen. Zurück bleibt oft die Sorge, dieses Hochgefühl nie wieder

erleben zu können. Das lässt manche erneut zur Droge greifen. Um dieser Suchtentwicklung vorzubeugen, sollten Konsumierende ihre Konsumzeiten eingrenzen und sich selber immer wieder überprüfen. Von der Stiftung Suchthilfe ist das bereits im letzten Jahr aufgegriffen worden mit der grossangelegten Kokainkampagne «Mach emol en Punkt».

Gibt es auch unproblematischen Konsum?

Ja, ganz sicher ist die Mehrzahl der Konsumierenden sehr risikokompetent. Sie konsumieren gelegentlich, können die positiven Effekte geniessen, ohne dass sie schnell nachlegen müssen. Für sie stellt Kokain eine Ergänzung in ihrem Leben dar. Ein kleiner Prozentsatz erlebt allerdings einen Schlüsselmoment: Das Gefühl ist so stark und positiv, dass sie es immer wieder und immer öfter erleben wollen. Das kann sich zum Teufelskreis entwickeln. Kokain ist eine sehr potente Substanz, die auf manche Menschen schnell eine sehr starke Wirkung ausübt.

Noch eine St.Galler Pionierleistung: Seit 2019 ist im Kanton der Besitz und das Mitführen von «geringfügigen Mengen» Kokain und Heroin bis zu zwei Gramm legal. Wird der Konsum damit nicht zusätzlich gefördert?

Die Zahlen waren in St.Gallen bereits vor 2019 sehr hoch. Die neue Regelung wirkt sich wohl nicht als Anreiz auf den Konsum aus, führt aber zu einer Entkriminalisierung der – wie gesagt meist konsumkompetenten – Freizeitkonsumierenden. Für riskanter Konsumierende, die höhere Mengen mit sich führen, gibt es neben der Repression durch die Polizei parallel ein gut ausgebautes Hilfsnetzwerk. St.Gallen zeigt hier in guter Tradition, dass pragmatische Lösungen in Drogenfragen zielführend sind.

Die SVP befürchtet eine schleichende Legalisierung, die Regierung verneint. Was wäre aus Ihrer Sicht falsch an einer Legalisierung?

Die Legalisierungs-Diskussion kann nicht in Richtig-oder-falsch-Kategorien geführt werden. Es stellt sich vielmehr die Frage, wie ein möglichst wenig gesundheitsgefährdender Konsum gestaltet wird. Die aktuellen Zahlen machen deutlich, dass ein Verbot den Konsum nicht verhindert. Es braucht Lösungen, wie psychotrope Substanzen so erworben und konsumiert werden können, dass Freizeitkonsumenten nicht kriminalisiert werden, Verbraucher- und Jugendschutz gewährleistet sind und Suchtkranken geholfen werden kann. Eine deregulierte Marktöffnung wäre ganz sicher falsch, ebenso ein komplettes Verbot.

Regine Rust, 1972, ist diplomierte Sozialarbeiterin und Systemische Sucht- und Psychotherapeutin und seit über 20 Jahren in der Suchthilfe in Deutschland und in der Schweiz tätig. Seit Januar 2020 ist sie Leiterin der Stiftung Suchthilfe, wo sie zuvor den Bereich Beratung leitete.

***Seit 2012 nimmt die Stadt St.Gallen am Abwasseranalyse-Projekt des European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction teil. Im Zulauf der ARA Hofen, wo das Abwasser vom Osten der Stadt bis zur Vonwilstrasse sowie von Wittenbach und Speicherschwendi zusammenfliesst, werden jeweils während sieben aufeinanderfolgenden Tagen 24h-Proben gezogen. Bei Kokain und Cannabis werden die Abbauprodukte Benzolecgonin respektive THC-COOH analysiert; bei Amphetamin, Methamphetamin und MDMA direkt der Wirkstoff.**

Stimmrecht

Wieso die afrikanische Diaspora ihren Vorbildern so stark nachtrauert

Samantha Wanjiru

Der Tod von Chadwick Boseman Ende August kam unvorbereitet, war schockierend und aufrüttelnd für die Schwarze Bevölkerung auf der ganzen Welt. Wieder ein Vorbild weniger. Zuerst der Basketballspieler Kobe Bryant, die schwarze Mamba, dann John Lewis, der Schwarze Freiheitskämpfer und jetzt Chadwick Bosemann, der schwarze Panther.

Nie zuvor war die Wichtigkeit von positiven Schwarzen Vorbildern so deutlich geworden, wie mit dem Tod dieser drei Männer. Denn sie verkörperten mehr als nur Sport, Politik und Schauspielerei. Für viele dunkelhäutige Jungen und Mädchen waren sie der Inbegriff für die sogenannte Schwarze Exzellenz.

Die Neigung in der Afrikanischen Diaspora, Schwarze Menschen des öffentlichen Lebens auf den Thron einer fiktiven Königlichkeit zu heben, ist tief in der Geschichte des Rassismus verwurzelt. Denn durch Rassenideologien im Stil eines Edward Long, die behaupteten, dass der Schwarze Mensch primitiver sei als sein weisser Gegenpart, wurde der Welt über Jahrzehnte vermittelt, dass es unmöglich ist, mit dunkler Hautfarbe dasselbe Mass an Erfolg und Prestige zu erreichen wie weisse Menschen.

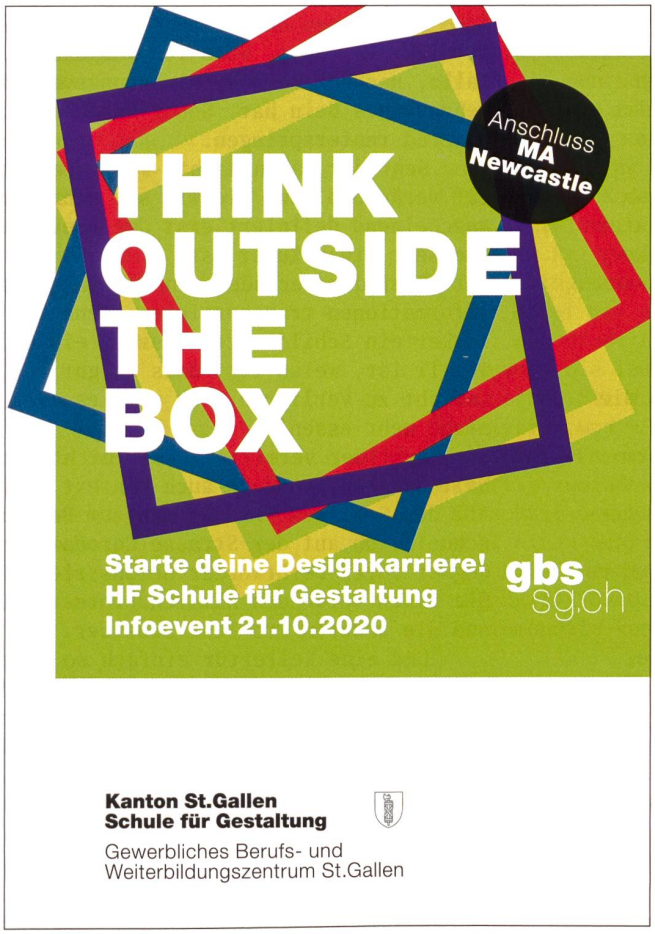
Trotzdem produzierte die Schwarze Diaspora Vorreiterinnen und Vorreiter in jedem Bereich. Sei es eine unerreichte Serena Williams im Sport, ein politischer Held wie Mandela oder eine brillante Denkerin wie Wangari Maathi.

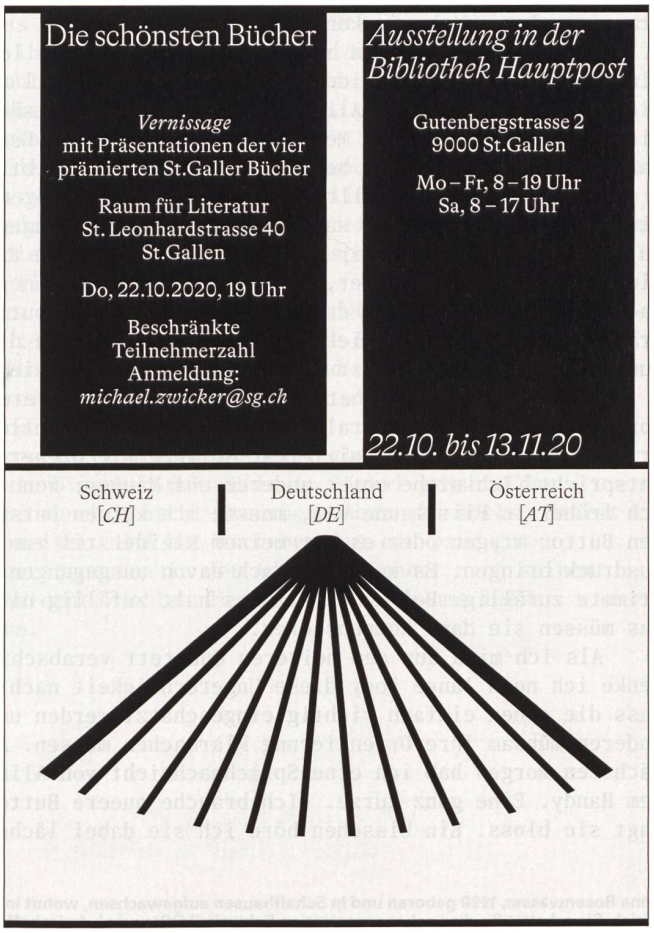
Schwarze Exzellenz besteht, entgegen aller statistischen Wahrscheinlichkeiten, die meist negativ für Menschen mit dunkler Hautfarbe ausfallen. Deswegen ist jeder Tod eines Schwarzen Vorbilds wie Salz, das auf eine offene Wunde gestreut wird. Was der tragische Tod dieser Helden aber auch gezeigt hat, ist, dass die Grossartigkeit ihres Daseins weit über ihr Leben hinaus bestehen bleibt und so weitere Generationen mit wunderbarem Schwarzem Potenzial geboren werden.

Samantha Wanjiru, 1993, ist 2019 von Freiburg im Breisgau nach St.Gallen gekommen und hat die erste Black-Lives-Matter-Demo in St.Gallen organisiert. Sie studiert Psychologie, arbeitet nebenher als Bademeisterin und schreibt seit Sommer 2020 die Stimmrecht-Kolumne bei Saiten.

#EusesAlbani!
Mier sind die, wo scho immer da sind.
De ältischt Musigclub vo de Schwiiz.
Und mier wennd bliibe. Hilf mit!
eusesalbani.ch

OFFENE
KÜNSTLER
ATELIERS
OSTSCHWEIZ
28.8.–1.11.
2020
5ünfstern
AI | AR | SG | TG
240 KÜNSTLER/INNEN
90 ORTSCHAFTEN
9 WOCHEN
WWW.FUENFSTERN.COM
Wir danken herzlich unseren Förderern und Sponsoren


THINK
OUTSIDE
THE
BOX
Anschluss
MA
Newcastle
Starte deine Designkarriere!
HF Schule für Gestaltung
Infoevent 21.10.2020
gbs
sg.ch
Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen


Die schönsten Bücher
Vernissage
mit Präsentationen der vier
prämierten St.Galler Bücher
Raum für Literatur
St. Leonhardstrasse 40
St.Gallen
Do, 22.10.2020, 19 Uhr
Beschränkte
Teilnehmerzahl
Anmeldung:
michael.zwicker@sg.ch
Ausstellung in der
Bibliothek Hauptpost
Gutenbergstrasse 2
9000 St.Gallen
Mo – Fr, 8 – 19 Uhr
Sa, 8 – 17 Uhr
22.10. bis 13.11.20
Schweiz
[CH]
Deutschland
[DE]
Österreich
[AT]

Lesbisch aussehen

Am letzten warmen Abend des Sommers sassen wir zu viert draussen an diesem Tisch, drei Bekannte und ich. Es ging etwa null Sekunden, bis wir darüber redeten, dass wir auf Frauen stehen. Das ist zwar so gut wie jedes Mal so, wenn Queers zusammensitzen, aber es fasziniert mich immer wieder. Wir lieben dieses Thema. Weil es so was Schönes ist. Weil es so viel zu besprechen gibt. Und weil es uns unser halbes Leben verboten wurde. Wir haben also nachzuholen, was andere locker-flockig als Teenager in die Welt gequietscht haben.

Insbesondere bei Frauen, die auf Frauen stehen, geht es oft um die Frage: Wie spricht man andere Frauen an? Denn: Den meisten Frauen wird das nicht beigebracht. Nicht denen, die hetero sind. Nicht denen, die gay sind. Leute anzusprechen, ist zu dominant. Zu aktiv. Zu direkt. Oder haben Sie schon mal eine Disneyprinzessin gesehen, die eigenständig einen Prinzen anmacht? (Geschweige denn eine Prinzessin!)

«Mich spricht aber auch nie eine an», sagt Aline. Erst klingt sie traurig, dann verwirft sie wütend die Hände. «Nie spricht mich eine Frau an! Sehe ich denn überhaupt lesbisch aus?» Wir sitzen da vor unseren Naked-Bieren. Niemand sagt ja. Und niemand sagt nein. Alice sieht uns an, und wir sie. Sie hat wunderschöne rot gefärbte Haare, in schulterlangen Wellen. Sie ist so geschminkt, wie Leute geschminkt sind, die sich mit Schminken beschäftigen. Mit Schmollmund, mit eleganter Bluse. Und, wie ich gerade bemerke: Mit einer Jeansjacke, an der kein einziger Button dran ist. Leere Jeansjacken verstören mich immer.

«Aline, es gibt kein homosexuelles Aussehen», lektoriert eine von uns. Ich will widersprechen. Aber ich will auch nicht aussprechen, dass Aline je nach Massstab tatsächlich nicht lesbisch aussieht. Mensch, ich könnte ganze Essays darüber schreiben, ob es homosexuelles Aussehen gibt.

«Ich glaube, wir sollten aufhören, uns zu fragen, ob wir gay genug aussehen», sage ich dann, «und anfangen, klar zu kommunizieren, dass wir auf Frauen stehen.» Ich trinke einen Schluck nacktes Bier, dann weise ich auf Alines Jeansjacke. «Da zum Beispiel, da gehört ein Regenbogenbutton drauf.» Aline sieht an sich runter. Dann wieder in die Runde. «Queeres Dating ist so kompliziert», sagt sie.

Ein bisschen Recht hat sie ja. An Orten, wo Hetero die Norm ist – also fast überall –, muss man die sexuelle Orientierung nicht kommunizieren, solange sie dieser Norm entspricht. Ich stehe unter anderem auf Männer; wenn ich früher in Flirtlaune war, musste ich keinen entsprechenden Button tragen oder es mit meinem Kleiderstil zum Ausdruck bringen. Es wurde einfach davon ausgegangen. Und es stimmte zufällig. Bei Homos stimmts halt zufällig nicht. Das müssen sie dann kompensieren.

Als ich mich aus dem heiteren Quartett verabschiede, denke ich noch lange über diese Ungerechtigkeit nach: dass die einen einfach richtig eingeschätzt werden und die anderen mühsam ihre Orientierung klarmachen müssen. Am nächsten Morgen hab ich eine Sprachnachricht von Aline auf dem Handy. Eine ganz kurze. «Ich brauche queere Buttons», sagt sie bloss. Ein bisschen höre ich sie dabei lächeln.

Anna Rosenwasser, 1990 geboren und in Schaffhausen aufgewachsen, wohnt in Zürich. Sie arbeitet für die Lesbenorganisation Schweiz (LOS) und als freischaffende Journalistin.

Schilder

Warum werden Schilder so wenig beachtet? Also nicht nur auf der Strasse, sondern speziell von Kolumnisten. Sind sie doch ein wahrer Quell der Pointen und Inspiration.

Letztes Jahr bin ich an einem Bauernhof vorbeigefahren, da hing draussen ein Schild mit der Aufschrift: «Milch direkt vom *Bauer*!» Da dachte ich nur: Hoffentlich ischs en Biobuur. Denn hät er wenigstens Uslauf!

Auch schön fand ich das Schild, das einen Anfängerkurs für Deutsch anpries. Auf Deutsch. Und in der Auslage eines Uhrenmachers las ich: «Uhren mit zeitlosem Design.»

Schilder haben aber nicht nur humoristisches Potential, sie verfügen auch über Macht. Ich meine, ein Stoppschild hat mehr Autorität als ich! Ignorierst du ein Stoppschild, kostet das 200 Franken. Ignorierst du mich, kostet das... nur mein Ansehen.

Und ein Namensschild verleiht dir sogar die Autorität, den Kunden im H&M Lingerie zu empfehlen. Auch wenn du dort gar nicht arbeitest.

Natürlich gibt es auch Schilder, die nur so tun, als ob sie was zu sagen hätten. Zum Beispiel: «Betreten auf eigene Gefahr!» Ähm, auf wessen Gefahr denn sonst? Es ist ja nicht so, dass, wenn *ich* vom Baugerüst falle, nachher mein Versicherungsvertreter ein gebrochenes Bein hat. Sonst würde ich da dauernd runterspringen.

Schilder haben Macht, weil sie die Realität verändern bzw. wie wir sie wahrnehmen. Anscheinend definiert erst das Preisschild, wie sehr etwas Kunst ist.

Schilder verändern unsere Welt, indem sie Informationen transportieren. Wenn mir beim Bäcker ein Schild sagt, dass es ein Urdinkel-Weggli ist, weiss ich, dass es gut ist, um Gewicht zu verlieren. Ich will es dann nämlich nicht mehr essen.

Schilder vermitteln aber nicht nur Inhaltsangaben, sondern auch Kontext. Anhand der Art des Schildes erkennt man zum Beispiel schnell, ob auf der Strasse Coronamassnahmen-Gegner oder -Befürworter demonstrieren. Die einen verwenden nämlich Protestschilder und die anderen Pro-Test-Schilder.

Und eine Kellertür einfach so sagt einem gar nix. Aber hängt daran das Schild «Achtung Kinder» weisst du, du bist in Österreich.

Abschliessend kann man sagen: Schilder sind vielseitig. Also vorne und hinten. (Entschuldigt den Schluss, aber das Thema musste ich einfach mit einem Flachwitz beenden.)

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Koach für Rechtschreibung und Comedy Writing.

Standortfaktor

Sankt Altstadt
Sankt Neumarkt
Sankt Halbschuh
Sankt Halbstark
Sankt Kalbsbrätzipfel
Sankt Italogipfel
Sankt Weltkultur
Sankt Bahnhofsuhr
Sankt Tiefgarage
Sankt Hanfplantage
Sankt Klostermauer
Sankt Tunnelbauer
Sankt Rümpeltum
Sankt Gummidrum
Sankt Speckgurtranzen
Sankt Rotarywanzen
Sankt Olmadeckel
Sankt Standortwechsel
Sankt Privileg
Sankt Veloweg
Sankt Provisorisch
Sankt Unlogisch
Sankt Asylauslese
Sankt Schepenese
Sankt Verwesen
Sankt Dankefürdiespesen
Sankt Raiffeisenbanken
Sankt Weitertanken
Sankt Sittertobel
Sankt Nasenschnee
Sankt Sparpakete
Sankt Arschtrompete
Sankt Hinterstuben
Sankt Weiherbuben
Sankt Hechtbesetzung
Sankt Hechtpanik
Sankt Klimaidiot
Sankt Stadionverbot
Sankt Kleinkriminell
Sankt Wenigoriginell

Roman Hertler

Solidaritot

Einhellig gaben Maria Pappa, Markus Buschor und Mathias Gabathuler, die drei Kandidierenden fürs St.Galler Stadtpräsidium, in der September-Saitenausgabe zu Protokoll, dass es wichtig sei, für die Zentrumsstadt hinzustehen. St.Gallen müsse sich zu einer starken Hauptstadt mausern, davon profitierten auch die Agglomerationsgemeinden und letztlich der ganze Kanton.

Hinstehen, das heisst nicht nur Leuchtturm- und Lokremisenfan sein, sondern sich manchmal als Städter oder Städterin auch unbeliebt zu machen, wenn es um das Wohl der «grossen Schwester» im Kanton geht, wie Pappa die Stadt gern nennt. Zum Beispiel wenn es um die Verteilung der Zentrumslasten geht, wie das Mitte September im Kantonsrat der Fall war.

Es ging um einen Antrag der SP. Sie forderte einen Umstieg vom vertikalen Ausgleich aus der Kantonskasse zu einer Kombination von «horizontalem und vertikalem Finanzausgleich». Das würde zu «mehr Fairness und Solidarität» unter den 77 Gemeinden im Kanton führen. Genau das wäre eigentlich die Idee des Finanzausgleichs, der vor allem den Zentrums- und finanzschwachen Gemeinden zugute kommen soll – wären da nicht die signifikanten Steuerunterschiede.

In der Stadt St.Gallen zahlt man fast doppelt so viel Steuern wie beispielsweise in Mörschwil, rechnet die SP vor, in Rorschach zahlt man 40 Prozent mehr als im Rorschacherberg und in Wartau sind die Steuern um 72 Prozent höher als in Sennwald. Diese viel zu grossen Unterschiede torpedierten die Steuergleichheit und stellten die innerkantonale Solidarität auf die Probe. Standortvorteile seien nie das Verdienst einer einzelnen Gemeinde, sondern seien auch im Kontext einer Region zu betrachten. Ein horizontaler Lastenausgleich, wie er sich auch in anderen Kantonen bewährt habe, belaste zudem nicht die Kantonskasse, da er von Tiefsteuergemeinden finanziert werde.

Hiesse konkret: Statt dass Mörschwil und die anderen 32 Gemeinden mit einem Steuerfuss unter 120 Prozent ihre Steuern immer weiter senken, sollen sie ihre Überschüsse im Sinne der kantonalen Solidarität in den horizontalen Lastenausgleich einzahlen. Das würde Zentrumsgemeinden wie St.Gallen oder Wil, die gemeinhin die grösste Last tragen, zugutekommen.

Der Antrag wurde klar abgelehnt. Kein Wunder in einem bürgerlich dominierten Kantonsrat. Schon eher verwunderlich ist das Verhalten des abtretenden Stadtpräsidenten und Finanzchefs Thomas Scheitlin, der sich im Rat gegen diesen Systemwechsel ausgesprochen hat. Er ist nicht hingestanden für die Stadt.

Dabei war er es doch, der sich gerade erst so untröstlich gab, weil der Stadt unter anderem das Geld für die Sanierung des Kunstmuseums, die familienergänzende Betreuung und die Schulen fehlt. Zu seinem Standardwortschatz gehören – nebst «Standortpolitik» – «Defizit» und «Sparpaket».

Bei einem Ja zum horizontalen Lastenausgleich hätte die Stadt künftig zumindest ein bisschen mehr Geld im Säckel gehabt, das Mörschwil und andere ohnehin nicht brauchen. Aber was solls. Er ist wohl einen Schritt weiter. Und hat sich bereits ein paar gut bezahlte Verwaltungsratsposten in der Agglo gesichert nach seinem Abgang als Stadtpräsident. Sollen die Nächsten sich ums leere Portemonnaie kümmern.

Corinne Riedener

In Zusammenarbeit mit:
MASTER IN SOZIALER ARBEIT
BERN LUZERN ST.GALLEN

OST
Ostschweizer Fachhochschule

Neue Perspektiven eröffnen

Master in Sozialer Arbeit

Das Master-Studium bereitet Sie auf anspruchsvolle Aufgaben und Funktionen im Sozialwesen vor.

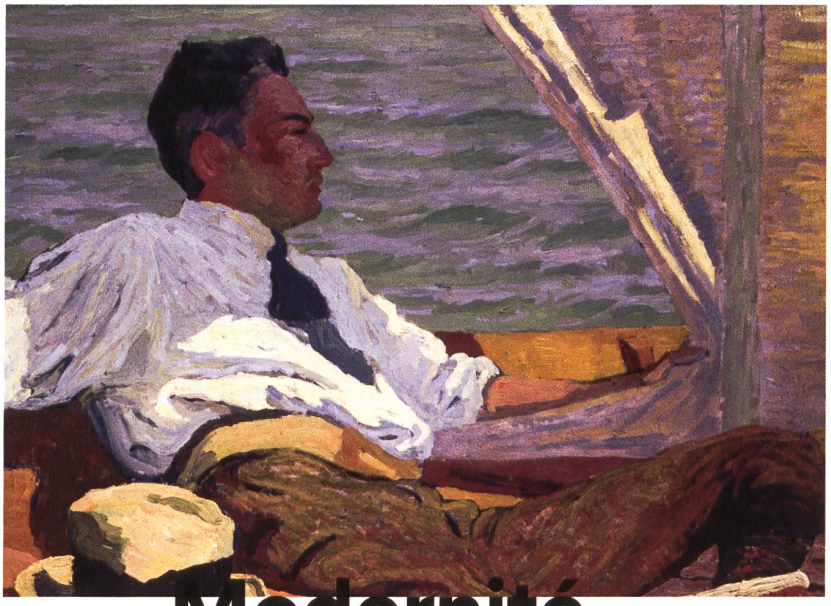
ost.ch/master-sozialearbeit

WIAM
Winterthurer Institut für aktuelle Musik

Bachelor / Master Studium
Pop / Rock / Jazz

www.wiam.ch

WIAM Untere Vogelsangstrasse 7 8400 Winterthur Tel: 052 212 56 67 www.wiam.ch


Giovanni Giacometti, *Bildnis Richard Bühler im Segelboot* (Detail), 1911

Kunst Museum Winterthur
Reinhart am Stadtgarten

Der Sammler
Richard Bühler

Modernité – Renoir, Bonnard, Vallotton

3.10.2020 – 21.2.2021